

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 21

Artikel: Annas Irrwege [Fortsetzung]
Autor: Jacot Des Combes, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Du Künstler Lenz. Von M. Feesche.

Du Künstler Lenz, und wüsst ich es noch nicht,
Wer dir die Macht gegeben, möcht ich fragen:
Wer lehrte schaffen dich in wenig Tagen
Dies Wunderwerk voll Duft und Licht?

Den Buchenwald hast du dahingestellt,
Ein hochgebauter Dom voll heil'gem Schweigen,
Die Sonne gleisst auf diesen mächt'gen Zweigen,
Grüngoldig ist der weite Dom erhellt.

Die rote Glut entbrennt am Pyrusstrauch,
Der Blütenbäume Schleier, diese wunderholden,
Wehn neben der Syringen schweren, duft'gen Dolden,
Und über all dem ist der feine, süsse Hauch

Aus deiner Malerwerkstatt, Künstler Mai,
Das Schönste fast; ich trink ihn mit Entzücken.
Du Reicher, Gottbegnadeter, du kannst beglücken
Und sagst mir immer wieder, wer dein Meister sei.

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

21

Wie ich mich, als Ernst gegangen war, zu Bett legte, so lag ich, stier und stumm, ich weiß nicht wie viele Tage. Die Wirtin brachte mir zu essen, dann wollte sie zum Arzt schicken. Ich beschwor sie, nur dies nicht zu tun, und offenbarte ihr meinen Zustand. Der guten alten Frau rannen die diden Tränen aus den Augen, aber helfen konnte sie mir nur soweit, daß sie mich körperlich nicht verhungern ließ. Die Seele, die am verschmachten war, die suchte niemand, niemand schien es selbst wahr haben zu wollen, eine zu besitzen. —

Mein einziger Wunsch war nun noch, nicht wieder aufstehen zu müssen. Was soll mir ein Kind, frug ich, das von einer Mutter geboren wird, die noch auf keine einzige Frage eine Antwort hat finden können? Ich spürte mit Freude, wie ich von Tag zu Tag schwächer wurde und wünschte mir die volle Bewußtlosigkeit aller Sinne und Gedanken. Doch so sehr ich sie herbeisehnte, sie kam nicht. Ich sah Bilder und Gesichter; mein Leben umloderte mich von allen Seiten, ohne daß ich es irgendwo zu ergreifen vermocht hätte.

Meine Wirtin wurde gesprächiger und zudringlicher, je mehr sie die Ueberzeugung bekam, für die Erhaltung meines Lebens unentbehrlich zu sein. „Lassen Sie nicht den Kopf so hängen, Fräulein Keller“, sagte sie, „gehen Sie vor Gericht! Eine Vaterschaftsklage kann Ihnen ein schönes Stück Geld einbringen, und schon um der puren Gerechtigkeit willen, sollte ein Kerl, der ein ehrliches Mädchen sitzen läßt, seine Strafe haben.“

Ihr Geschwätz tat mir weh wie ein schriller Mißlaut. Ich fühlte mich auf dem schmalen Grat, der keiner Bewegung Platz gewährt. Ich fühlte, würde ich mich von der Stelle rühren, ohne endlich einen unabänderlichen großen Sinn in der Welt entdeckt zu haben — so blieb mir nur noch der letzte Abgrund, aus dem keiner wiederkehrt.

Als ich mich so in die vollkommene Loslösung von allem taumeln fühlte und doch unablässig in mir das spürte, was mich in meiner Verzweiflung zu beharren zwang, in der allerbittersten Herzensnot ward mein Blick wie von ungefähr von der stillen Frau über meiner Lagerstatt berührt. Sie sah zu mir herüber mit Fräulein Bächtholds Lächeln und sprach: „Anna, denk an die Bienenkönigin!“ Ich schloß die Augen und sann mich weit fort in meine Kindertage. Was hatte mir damals mein Herz bewegt? Ich spürte es von neuem laut schlagen wie in jener Schullunde, als zum erstenmal von fremden Lippen etwas Großes ausgesprochen wurde, dessen Lebendigkeit ich in mir fühlte, ohne ihm greifbar je irgendwo begegnet zu sein.

Ich dachte an Ernst, und wie ich in ihm das zu finden geglaubt, was über den Tag hinausstrebte. —

Und es war in ihm! — Plötzlich sah ich meine ungeheure Ungerechtigkeit. Ich hatte ihn betrogen, Frau Hüppi hatte ihn betrogen. Wie konnte ich von ihm fordern, daß er mehr Vertrauen in meine Liebe habe als in die ihre? Meine eiferfüchtigen anklagenden Worte brannten wie Feuer auf meiner Seele. Was hatte denn ich aus meinem Leben gemacht? Nie etwas Volles und Ganzes, das in sich selbst

seine Kraft trug. — Meine Leidenschaft für Frau Hüppi, um deretwillen ich meine Heimat geopfert, war ohne Bestand, denn ich scheute zurück vor der Lüge und Bosheit. Meine Verehrung für den Künstler war nicht vollkommen, denn mich selbst aufzugeben, dazu vermochte sie mich nicht. Meine Liebe zu Ernst war klein und eng, erst voll Furcht, ihm meine Verirrungen zu offenbaren, dann unwürdig, von Eifersucht vergiftet, von Zorn entstellt.

Hier angelangt, konnte ich es wieder nicht lassen, noch einmal wie ein Krämer zu handeln und zu markten: war ich wirklich eifersüchtig und zornig? — Nicht weil Ernst mich verlassen verzweifelte ich, nein, weil er in den Schlingen der gewissenlosen Feindin war, deren teuflisches Herz niemand so genau kannte wie ich. —

In Fieberschauern wälzte ich mich. Nein, nein! Die Wahrheit klang so: Ich war bitter, voll getränkten Stolzes, voll eigensüchtigen Neides gewesen, als Ernst vor mir stand.

Warum war ich nicht stark und voll Vertrauen in die Größe und Macht unserer Liebe, in meine innere Wahhaftigkeit, die er erkennen müsse, wie Frau Hüppi stark und voll Vertrauen in ihre eigene gewissenlose Macht war? Warum hatte ich nicht die Kraft gefunden zu sagen: geh, mein Freund, wohin es dich treiben mag, ich will hier bleiben und auf dich warten, denn gewißlich wirst du zu mir zurückkehren, wenn du sie und mich unterscheiden kannst. —

War dies nur ein Traum? Klar stand vor meiner Seele: so könnte ein Mensch denken! Alle meine Andern begannen zu pochen: so könnte ein Mensch sein! Ich brannte in einem noch nie gefühlten großen Mut, endlich stark und voll in mir selber zu sein, und ich sprach: so will ich werden.

Und wie durch Zauber spürte ich die Kräfte der Genesung mich durchströmen.

Ich stand auf, machte Ordnung in meiner Wohnung, bis alles blühte und blinkte und rief der erstaunten Wirtin zu: „mir fehlt nichts mehr, morgen gehe ich ins Geschäft.“

Sie kam eilends gelaufen, wollte es kaum glauben und beteuerte, das Nachtessen müsse ich aber noch von ihr nehmen, sie habe alles dazu eingekauft.

Mir war es recht. Mein Defchen wärmte mich, die Lampe brannte, und ich nahm eines der wenigen Bücher, die ich besaß, zur Hand. Ich schlug den Vers auf, den eine Nonne geschrieben in alten aschgrauen Zeiten:

Nun mag ich nimmer denken der Erdenzeit,
noch sonst an irgend ein tief Herzeleid.

Ich dachte einst, wenn ich Dich sehe droben,
will ich Dir viel von Erden Schmerz und Jammer klagen:
Nun hat mich, Herr, Dein Anblick ganz geschlagen,
denn Du hast mich weit über mich und meine Menschlichkeit erhoben.

Ich ließ das Buch sinken und spürte heiß Tränen der Freude in meinen Augen. Gott war bei mir, ich fühlte es. Ihn, den ich so kindisch erzürnt, geschmäht, verlassen und gefürchtet hatte: endlich empfand ich ihn in Wahrheit in mir.

Ich saß, das offene Buch auf dem Schoß, hörte draußen den Winterwind ächzen und ließ die innere Wärme und Stille über mich hinstreichen, als hätte der Himmel sie

eigens und allein für mich wie eine liebende Antwort gesandt.

Man klopfte an die Tür. Ich schrak auf aus meinem Traum und meinte, es sei die Wirtin mit dem Essen. Zu meinem Staunen trat Fräulein Zollinger, die Direktrice aus dem Geschäft, ein.

Herr Wnh schide sie — sie solle einmal nachsehen wie es mir gehe. Es müsse ja schlimm gewesen sein — Klara habe bei der Wirtin nachgefragt und ganz schlechte Nachricht mitgebracht.

Ich lachte: „Gottlob, ich bin wieder auf den Beinen, und morgen komme ich ins Geschäft.“

„Welcher Segen! Herr Wnh war in heller Verzweiflung, denn in vier Wochen soll eine Fachausstellung in Basel sein, und er möchte sie gern besichtigen, aber nur, wenn Sie, Fräulein Keller, die Sachen nähen wollen: eine Leibwäschegarnitur: Hemd, Hose, Untertaille, Unterrod. Und zwar sollen Sie in der Villa draußen nähen auf einer niegel-nagelneuen Maschine. Ich habe darum gebeten, damit im Geschäft vorderhand niemand etwas davon erfährt, sonst gibt's Sturm im Wasserglas — und jetzt auf die Konfirmation hin muß man sowieso unter den Mädels hergehen wie auf Eiern, — je weniger eine kann, desto unverschämter wird sie einem beim geringsten Tadel. Es ist wirklich heutzutage ein Kreuz, solch eine Nähstube zusammenzuhalten, und für alles was schief geht ist man der Sündenbock.“

Ich frug nach dem Ergehen meiner Gefährtinnen, mir war es, als früge ich nach einer anderen Welt. Es kam mir alles mit einem Male so lächerlich vor; die Aufregung der kurzatmigen Dame, meine eigene Wichtigkeit in ihren Augen, nur weil ich ein bißchen mehr Geduld und Ausdauer hatte wie die andern — denn worauf kam es schließlich bei der Näherei an? Herr Wnh hatte ganz recht: auf Sauberkeit und Genauigkeit! Man mußte mit Leib und Seele so recht wahrhaftig bei der Naht sein, die man gerade machte, dann mußte sie schon richtig herauskommen! Warum konnten die anderen das nicht, obgleich sie eifersüchtig zum Plagen waren? — Ich meinte, sie hätten sich ja nur ein bißchen ins Zeug zu legen brauchen. Vielleicht war aber dabei doch auch noch ein Geheimnis, von dem ich selber nichts ahnte. — Die Rätsel hörten nicht auf in der Welt!

Wir schwatzten noch eine Weile über dies und das. Ich frug Fräulein Zollinger, ob ich schon morgen hinaus solle in Herrn Wnh' Wohnung — sie bat mich, noch ein paar Tage in die Nähstube zu kommen, Herr Wnh würde dann Bescheid geben, wann ich draußen anfangen könne. Und endlich ging sie.

Ich blieb voll Freude, voll unbeschreiblicher Freude. Kein Feind der Welt sollte mir etwas anhaben können. Niemand sollte es gelingen, meine Liebe in den Staub zu ziehen, denn hielt ich selber sie hoch, so war Gott bei mir. Und blieb ich fleißig und zuverlässig, so würde ich genug Brot haben für mich und mein Kind. Gelang mir noch die Garnitur für die Fachausstellung, so war mir Verdienst für immer gesichert, und wer, wenn ich mich so ehrlich vor mir selber und vor aller Welt durchdrachte, hätte dann noch ein Recht gehabt, mich zu schelten?

Ich vermochte kaum einzuschlafen vor übermächtiger Erwartung, so neu und anders lag das Leben vor mir!

Am nächsten Abend nach Geschäfts-schluß klemmte ein Brief von Ernst unter meiner Tür. Wie ward mir zumut, als ich ihn in die Hand nahm! Welch ein Unterschied, mein Andreas, in einer hohen Erleuchtung sich über aller Sterblichkeit fühlen und dann in Berührung mit Fleisch und Blut sich dieses Lichtes wert erweisen! Ein ganz gewaltiger Unterschied! — Ich durchlebte ihn in allen bitteren und süßen Anfechtungen. Die Schriftzüge tanzten durcheinander. Was ich recht? Ernst wollte zurück zu mir? — Er habe noch nie so Schweres erlebt wie jetzt, schrieb er, alles andere sei nichts gegen das, was er durchmache. Seit er mich wiedergesehen, wisse er, daß nur ich ihn retten könne von der unfablichen Leidenschaft, die ihn befallen, aber wie dürfe er von mir verlangen, daß ich meinen Zorn begrabe, mit dem ich ihn von mir gestoßen? Ohne mich sei er nicht stark genug, seinem Wahnsinn, der ihn zu Frau Hüppi treibe, zu widerstehen — noch sei er nach unserer Unterredung nicht bei ihr gewesen, trotz all ihres Drängens — eine Zeile von mir, daß ich ihm vergeben könne, und nie mehr wolle er sie sehen, nie mehr sich von mir trennen. —

Ich breitete meine beiden Arme über den Brief und zitterte vor Verlangen nach der unglaublichen Herrlichkeit, die mir da schwarz auf weiß verheißen wurde. Ich nahm einen Bogen, die Feder; ich schrieb: „Ich liebe Dich über alles“ — doch plötzlich durchbebt mich die Kälte des Zweifels: Kann ich so mit den Künsten einer Hüppi wetteifern? Rimmermehr! Was hätte ich Ernst zu bieten, käme er morgen zu mir? — Meine schöne Gestalt vermochte ihn nicht mehr zu locken, — ihm eine Gespielin zu sein, war mir nicht gegeben, denn dazu fehlte mir der leichte Sinn — als Gefährtin könnte ich neben ihm stehen, doch nur, wenn auch er seines Weges fest und sicher ginge, wie ich es mir vorgenommen hatte. — Aber seine Leidenschaft für Frau Hüppi auszulöschen, vermöchte ich das? Sollte ich in Angst neben ihm leben? Wenn er heute der Versuchung widersteht, weil er sich zurücksehnt nach mir, wird sie ihn nicht morgen erreichen, und dann sein Verlangen wieder nach ihr sein, von der ich ihn befreien soll?

Die Liebe, die tiefe Liebe vermag alles! lockte die Stimme des Verlangens.

Einen Menschen aus der Unfreiheit in die Freiheit zu erheben, das vermag auch die tiefste menschliche Liebe nicht, ich wußte es zu sicher. Ich hatte es erfahren: Befreier kann ein jeder nur sich selber sein, und helfen kann ihm dazu nur Gott allein.



Ed. Stiefel: Im wunderschönen Monat Mai . . .

Ich zerknüllte meine Schriftzüge, tränenüberströmt. Ich legte mich nieder mit ineinandergepreßten Händen, um mich nicht an die Schwachheit, die mich so unendlich eindringlich verlockte, zu verlieren, und ich sprach das inbrünstigste Gebet meines Lebens. Fast zornig und wild war es, denn große Furcht hüllte mich rings ein, daß das Ganze, das ich wollte, und das von neuer Wirrnis bedroht war, mir nicht gelingen könne. — Ich betete nur immer wieder dieses: „Gott, komme zu mir, wie du bei mir warst und zeige mir meinen Weg.“ (Schluß folgt.)

Lenztreiben ist der Jugend leichter Sinn. Von Julius Hammer.

Lenztreiben ist der Jugend leichter Sinn,
Er streut die Blumen ungezählt dahin;
Da mag, wer Lust hat, sie am Wege finden
Und, eh' sie welken, sie zum Strauße binden.
Die Hand, die rasch vom Strauch die Rose brach,
Hat's nicht geachtet, ob ein Dorn sie stach.
Wohl seufzet, durch getrübt' Gläser lugend,
Das Alter oft: „Ach, Jugend hat nicht Tugend!“
Doch seufzend lächelt es und denkt dabei,
Wie süß das Irren einst gewesen sei;
Und lächelnd fühlt es noch des Lenzes Wehn
In eigner Brust, und freut sich zu gestehn,
Daß jeden durch des Lebens dunkle Wirren
Zum Grab begleite ein geliebtes Irren,
Und daß nicht höh're Weisheit zu erringen,
Als rastlos sich durch Liebe zu verzüngen.